

Guten Tag, Tod mein Name

Kerstin Jordan

»Guten Tag. Tod mein Name. Der Tod.«

»Guten Tag, Herr Tod. Haben Sie einen Termin?« Dr. Voss hatte die Türe seiner Psychiater-Praxis geöffnet, obwohl er noch keinen Patienten erwartet hatte.

»Nein, ich komme spontan zu Ihnen. Es dauert auch nicht lange.«

»Dann kommen Sie herein, sollte es doch länger dauern, müssten wir aber einen Termin vereinbaren.«

Der Tod trat ein – also er trat erst einmal hinein – in die Praxis. Er ging an Dr. Voss vorbei weiter in das kleine, gemütliche Behandlungszimmer, auf das Dr. Voss gezeigt hatte.

»Bitte nehmen Sie auf der Couch Platz, Herr Tod. Machen Sie es sich bequem. Entspannen Sie sich.«

Der Tod schaute etwas überrascht, tat aber, was Dr. Voss von ihm verlangte. Er öffnete sein Jackett, setzte sich auf die Couch und lehnte sich zurück. Gespannt sah er den Doktor an, der sich auf einen Sessel direkt neben ihn gesetzt hatte. Auf seinen Schoß hatte er einen Block und einen Kugelschreiber platziert. »Was führt Sie zu mir, Herr Tod?«

»Mein Job.«

»Ah ja.« Dr. Voss notierte etwas und schaute den Tod neugierig an. »Dann erzählen Sie mal! Wie ist Ihre Arbeit?«

Der Tod überlegte kurz. »Nun, so einfach lässt sich die Frage nicht beantworten. Es gibt Tage, da mache ich den Job gerne, allerdings gibt es auch Tage, da möchte ich morgens gar nicht aufstehen. Aber eigentlich bin ich ja wegen Ihnen gekommen, Dr. Voss.«

Der Doktor hatte sich soeben weitere Notizen gemacht, schaute jetzt aber hoch. »Hier geht es aber nicht um mich, hier geht es um Ihre Probleme. Lassen Sie uns auch gleich weiter machen. Wie ist es mit ihren Kollegen, wie ist da das Verhältnis?«

Zögernd lehnte der Tod sich wieder zurück und erzählte weiter. »In meiner Abteilung arbeite ich alleine. Das ist sehr angenehm,

ich kann mir meine Zeit selbst einteilen, das hat schon Vorteile. Allerdings bin ich auch oft einsam. Hin und wieder fehlt mir schon der soziale Kontakt. Da hilft auch kein Facebook. Wer erhält schon gerne eine Freundschaftsanfrage vom Tod?»

Wieder notierte sich Dr. Voss etwas auf seinem Notizblock. »Haben Sie es mal mit einem Verein probiert? Gesangsverein, Skatklub oder Theatergruppe? Es gibt doch so viele Möglichkeiten, mit Menschen in Kontakt zu kommen.«

»Bei den Sportschützen hab ich es mal probiert. Die waren auch erst sehr nett, haben mich aber dann vom Hof gejagt. Ich hatte gerade meinen Namen auf das Anmeldeformular geschrieben, da war ich auch schon wieder draußen.« Traurig schüttelte der Tod den Kopf. »Es mangelt auch nicht an Kontakten. Ich treffe ja täglich unzählige Menschen, aber es ist eben immer nur kurz. Da kann sich kein freundschaftliches Verhältnis aufbauen.«

»Haben Sie denn gar keine Freunde, Herr Tod?»

»Ich hab keine Freunde, ich hab nur Bekannte. Ab und zu schau ich mal bei Luzifer vorbei, wir trinken dann ein Bierchen zusammen und gucken Fußball. Dabei machen wir uns lustig über die Fans, die wegen der Meisterschaft anfangen zu beten. Da lachen wir uns tot, aber das ist es dann auch. Und ganz unter uns, Herr Doktor: Luzifer ist nicht so nett, wie alle denken. Der hat aber eigene Fanclubs. Stellen Sie sich das Mal vor. Und mir will nicht mal einer bei Twitter folgen.« Beleidigt verschränkte der Tod die Arme und startete finster zu Dr. Voss rüber, der sich wieder Notizen machte.

»Profilneurose! Ganz klarer Fall von Profilneurose. Wie war denn Ihre Kindheit? Hatten Sie da Freunde?»

»Ach, Herr Doktor. Ich hatte es nicht so leicht in meiner Kindheit. Können Sie sich vorstellen, was los war, wenn es hieß: Der kleine Tod möchte aus dem Kinderparadies abgeholt werden ...? Furchtbar war das.«

Dr. Voss nickte mitfühlend. »Ich kann mir vorstellen, dass es sehr schwer für Sie gewesen sein muss. Wie ist es mit Ihrer Familie, haben Sie Geschwister?»

»Ich bin Einzelkind.«

Der Doktor schaute von seinem Notizblock auf. »Oh, oh, oh, oh, oh, oh! Einzelkind. Schwierig, ganz schwierig. Meist verwöhnt, können nicht teilen und wollen immer recht haben.«

Der Tod war empört. »Was erlauben Sie sich? Und was ist das überhaupt für eine unbequeme Couch, auf der ich hier sitzen muss, glauben Sie ja nicht, dass ich für diese Sitzung bezahle und überhaupt, ich bin nicht schwierig. So!«

»Nun beruhigen Sie sich wieder, Herr Tod. So habe ich es auch nicht gemeint. Lassen Sie uns zurück zu Ihrem eigentlichen Problem kommen. Ihre Arbeit. Wie kommen Sie mit Ihrem Vorgesetzten klar?»

Wieder etwas entspannter lehnte der Tod sich erneut zurück und grübelte über die Frage nach. »Mit dem Allmächtigen habe ich nur wenig Kontakt. Ich bekomme meine Aufträge von oben und arbeite sie der Reihe nach ab.«

»Könnten Sie sich denn vorstellen, ihren Beruf an den Nagel zu hängen, Herr Tod?»

»Wenn ich es nicht mache, dann macht es eben der Horst. Aber wie hört sich das denn an? Die Tante Lisbeth ist horst. Oder: Weißt du schon, wer horst ist? Die Tante Lisbeth. Der König ist horst, es lebe der König.«

Der Doktor blinzelte unschlüssig. »Gibt es Fälle von Schizophrenie in Ihrer Familie?»

»Nicht, dass wir wüssten.« Voller Erwartung sah der Tod Dr. Voss an und wartete auf eine Reaktion. »Verstehen Sie? Nicht, dass WIR wüssten. WIR!« Der Tod platzte fast vor lachen, doch der Doktor lächelte nur müde und nickte verständnisvoll.

Da die Zeit nun abgelaufen war, klappte der Doktor seinen Notizblock zu und stand auf. Auch der Tod erhob sich und die beiden standen sich nun gegenüber.

»Ich stelle fest, dass Sie trotz Ihres Berufes Ihren Humor nicht verloren haben. Das ist sehr positiv. Sie scheinen mir durch und durch eine positive Einstellung zu haben. Bleiben Sie so, wie Sie

sind und Sie werden keine ernsthaften Probleme bekommen.« Nun lächelte der Doktor den Tod freundlich an und der Tod erwiderte sein Lächeln, allerdings war es eher ein wehmütiges Lächeln.

»Ein großes Problem habe ich doch noch. Manchmal würde ich gerne mitentscheiden dürfen.« Damit legte er Dr. Voss die Hand auf die Schulter und der Tod trat ein.

Der Baum

Mischa Heißmann

Sophie Jasperek ließ die Autotür ins Schloss fallen und ging um den dunkelschwarzen BMW herum zum Kofferraum. Es war heiß. Nach Wochen trüben Regens und trister Wolkendecken entschied sich der Sommer endlich, seine Frühlingsdepression fallen zu lassen und zeigte sich in seiner wärmsten und freundlichsten Pracht.

Sophie öffnete den Kofferraumdeckel. Gähmend riss das Heck sein Maul auf. Sophie streifte ihre Weste ab. Im Auto bewahrte die Klimaanlage sie vor dem unkontrollierten Schwitzen, aber hier draußen, auf dem Waldparkplatz des Bayerischen Waldes, gab die Sonne ihr Bestes und Sophie wollte nicht mitten im Wald wegen der Hitze die Jacke in der Hand tragen, ganz zu schweigen von der komischen altmodischen Art alter Omas, Jacken und Pullover mit den Ärmeln um die Hüfte zu binden.

Mit wütendem Schwung warf Sophie die Jacke in den Kofferraum, kramte in ihren Hosentaschen, fand ihr Handy und pfefferte dieses ebenfalls durch die Heckklappe. Dieses beschissene Handy. Früher hatte man noch den Schneid gehabt, persönlich bei einem Glas Wein die Beziehung zu seiner Freundin zu beenden. Oder man hatte einen Brief geschrieben, in dem man mit langen und umständlichen Worten versuchte, zu erklären, dass es besser wäre, wenn jeder seiner eigenen Wege ginge. Aber heute? Dieses verfluchte, beschissene Handy. Eine kurze SMS. Nur hundertsechzig kurze Zeichen. Und aus ist es.

Gerade, als Sophie zur Klappe griff, um die Kofferluke mit voller Kraft zuzuschmeißen, konnte sie in der Ecke auf dem grau-schwarzen Teppich ein kleines rotes Taschenmesser sehen. Instinktiv griff sie danach und steckte es in ihre Hosentasche. Sie wusste nicht, warum sie das tat, aber sie fand es irgendwie richtig. Dann gab sie dem Deckel all ihre Wut zu spüren und mit einem Stöhnen in der Hydraulik, gefolgt von einem dumpfen Knall, schnappte das Maul

wieder zu. Unter ihren Schuhen knirschte der Kies, als Sophie sich auf ihren Absätzen umdrehte. Sie kannte den Parkplatz von den unzähligen Ausflügen mit ihrem Vater. Zielstrebig schritt sie auf den ausgefahrenen Weg zu, der auf der anderen Seite der Bundesstraße direkt in den Wald führte. Mit jedem Schritt staute sich ihre Wut über Michael mehr und mehr in ihr an. Dieser Dreckskerl! Ihr Herz begann zu rasen, und als sie den Waldrand betrat, war ihr Adrenalinpiegel so hoch, dass sie unbewusst anfang zu rennen. Sie rannte. Nur weg von hier. Weg von all den Menschen, die sie nur missachteten und mit den Füßen traten. Sie rannte und achtete nicht auf erstaunte entgegenkommende Fußgänger, und als das Reißen an der rechten Bauchseite und das Brennen in ihren Lungen sie zur Langsamkeit mahnten, gab sie keinen Pfifferling darauf und bog unvermittelt rechts direkt ins Gebüsch ab.

Die Rufe einiger empörter Passanten nahm sie nur noch rudimentär wahr. Und ganz ehrlich – es interessierte sie einen Scheißdreck. Sollten sich doch diese Besserwisser selber am Arsch lecken!

Immer weiter lief die Zweiunddreißigjährige in das Dickicht. Äste von Buchen, die wie gierige dünne Finger von den Bäumen hingen, gruben sich in ihr dunkelblondes langes Haar und rissen einzelne Strähnen aus. Mit den Händen vor dem Gesicht rudern, versuchte sie zu verhindern, dass die Zweige in ihr Gesicht peitschten.

Die Dornen einzelner Sträucher griffen wie Enterhaken in ihre Bluse und zogen hinterlistig einzelne Fäden aus der beige-gelben Seide. Einer der Dornen kam so tief, dass er ihr einen leichten Schnitt in den linken Oberarm verpasste. Dies alles nahm Sophie in dem Nebel von Wut, Sauerstoffmangel und langsamer Erschöpfung nicht mehr wahr.

So stolperte sie immer tiefer in das Unterholz. Die Umgebung um sie herum wurde mit jedem Schritt dunkler. Die hohen Kiefern und Buchen schirmten die Sonne sicher ab und das scheinbar undurchdringliche Dickicht verdeckte die Sicht drum herum.

Sophie verringerte ihr Tempo und verfiel in leichten Trab. Die Gedanken bei dem blöden Wichser, der jetzt selbstgefällig in seinem Sessel saß und zum Fußballspiel im Fernsehen genüsslich sein Bier soff. Ihre Lungen brannten wie Feuer und ihre Seite schmerzte, als ob ihr jemand mit dem Messer ein Riesenstück Fleisch herausgeschält hätte. Noch drei Schritte, dann blieb Sophie ganz außer Atem auf einer kleinen Lichtung stehen. Sie senkte ihren Oberkörper, stützte die Hände auf die Knie und schloss ihre Augen. Blitze durchzuckten Kopf und Augen. Auf irgendeine skurrile Art gefiel Sophie dieses Schauspiel von Leuchtfener und roter Nebelwand.

Mit aller Gewalt pumpte sie frische Luft in ihre Lungen, die nur unter schmerzlichem Protest zur Sauerstoffaufnahme bereit waren. Ihr Mund klebte von zähem Schleim. Zaghafte öffnete sie ihre Augen und starrte gedankenlos auf den Blätterboden. Das Gemisch aus Blättern und Nadeln verschwamm mehrmals langsam, bevor sich Linse und Sehzentrum endlich entscheiden konnten, ordentlich zusammenzuarbeiten.

Sophie hob den Kopf und schaute sich um. Dabei fiel ihr Blick auf den zerkratzten Oberarm. Verwundert schaute sie sich die Kratzer an. In dünnen Fäden rann das Blut die glatte, weiße Haut hinunter. Im Lichterspiel der Sonnenstrahlen, die durch die unzähligen winzigen Löcher im Blätterdach stießen, schienen die blutigen Linien zu tanzen. Aber das alles störte sie einfach nicht. Langsam erhob sie sich, ging noch ein paar Schritte in die Lichtung hinein. Ihr Atem hatte sich schon etwas beruhigt und das Stechen in der Seite nachgelassen. Sie schaute sich um. Wo war sie? Wie weit war sie in den Wald gelaufen? Sophie drehte sich einmal um sich selbst und sondierte den Rand der offenen Waldfläche. In der Mitte der Lichtung, etwa zehn Meter von Sophie entfernt, stand ein einsamer Baum – eine Eiche. Sie war hundert Jahre alt oder älter, und sehr hoch. Etwa auf Augenhöhe war der Stamm gespalten. Vermutlich hatte vor vielen Jahren hier ein Blitz eingeschlagen oder ein anderes gewaltiges Ereignis hatte das gerade Wachstum des Baumes harsch

unterbrochen. Sie erinnerte sich aus irgendeinem unerklärlichen Grund mit einem Schlag an einen Satz ihres Mathelehrers: »Ein Lot steht immer senkrecht zur Ebene wie eine Deutsche Eiche.« Nun, dieser Baum war wohl das beste Gegenbeispiel. Unwillkürlich musste sie schmunzeln.

Sie konnte es sich nicht erklären, aber plötzlich zog irgendetwas an dem Baum sie magisch an. Sophie legte den Kopf leicht schief und schritt langsam auf die alte Eiche zu. Irgendetwas hatte sie fasziniert. Aber was war es? Sie konnte es nicht sagen. Dennoch hatte der Baum ein unsichtbares Lasso um sie geworfen und zog sie nun Schritt für Schritt an dem Seil zu sich hin. Ein Entkommen war nicht möglich. Gebannt erreichte sie den knorrigen Sonderling. Sie blieb kurz stehen, dann schritt sie um die Eiche herum. Mit ihrer rechten Handfläche strich sie um die raue und rissige Rinde und es kam ihr so vor, als ob sie all das Leid, jede Wunde des Baumes in sich spüren konnte. Es war, als hätte sie eine tiefe Verbundenheit mit dem Baum und der Baum suche den Kontakt mit ihr.

Sie erreichte die große Astgabel. Sanft, fast zärtlich strich Sophie die hohle Rundung nach. In der Mitte der Gabel angelangt, konnten ihre Fingerspitzen einen Hohlraum ausmachen. Nicht groß. Vielleicht so groß, dass eine Hand hinein passte. Die Neugierde packte sie. Irgendwas in ihr sagte ihr, dass sie in das Loch hineingreifen sollte. Ganz tief, ganz fest. Sophie streckte sich. Mit ihren dünnen Fingern krabbelte sie immer weiter in die Gabel und spürte, wie das splitttrige Holz liebkosend um ihre Hand strich. Immer weiter schob Sophie ihre Hand in den Hohlraum, bis über den Handballen. Wie ein kleines zehnjähriges Mädchen erhoffte sie sich einen Schatz am Ende des Lochs. Vielleicht die Erlösung von ihrem Kummer.

Voller Erwartung streckte Sophie sich ein klein wenig und schob ihre Hand noch einen Zentimeter tiefer in den Schlund. Nun konnten ihre manikürten Fingernägel den Grund ertasten. Erdkrümel, ein fauliges Blatt. Sophie tastete weiter. Sie bog ihr Handgelenk nach links. Irgendetwas konnte sie spüren. Etwas kaltes und feuch-

tes. Irgendwie weich und haarig, aber auch glitschig, eher glibberig. Bilder von halb verwesenen Eichhörnchen mit leeren Augenhöhlen und dem sarkastischen Grinsen, das die langsam verrottende Haut am Schädel freilegt, blitzten vor ihrem geistigen Auge auf.

Voller Ekel wollte Sophie ihre Hand aus dem Loch ziehen. Doch der Baum griff fest nach ihr. Spreißel bissen sich in ihren Handrücken und durchbohrten die Vene. Sophie spürte, wie langsam das warme Blut ihre Finger herunterlief. Sie zog fester, auch auf die Gefahr hin, sich die Vene vollständig längs aufzuschlitzen. Schmerzen und Panik durchstießen ihren Körper gleichsam. Doch der Baum gab sie keinen Millimeter mehr frei. Sie schob die Hand wieder ein Stück hinein, drehte das Handgelenk, schnitt sich immer mehr Holzsplitter in die Haut. Aber all dies brachte keinen Erfolg.

Sie rüttelte. Tränen liefen ihr vor Schmerz und Verzweiflung die Wangen herunter. Sie schlug mit der freien Hand gegen den Baum, hielt sich an einem niedrigen Ast fest und schob, zog, drehte und wand sich. Aber je mehr sie sich bewegte, um so fester packte der Baum zu, als wolle er sie nie wieder loslassen.

Mit weit geöffneten Augen und Pupillen, die schon fast komplett die Iris verdrängten, blickte sie umher. Hilfe! Sie brauchte Hilfe! Sofort! Aber woher? Weit und breit war niemand zu sehen. Die Lichtung war menschenleer und die Straße lag schon weiß der Henker wie weit weg. Sie schrie. Stieß Hilferufe aus. Verfluchte den Baum. Verfluchte Michael, der sie erst dazu gebracht hatte, hierher zu gehen. Verfluchte alles auf der Welt. Verfluchte sogar Gott. Warum ließ er das zu?

Sie legte ihre Stirn gegen die rissige Rinde, die Hand über ihr im Baum gefangen, und weinte. Ihr Brustkorb bebte beim Schluchzen und die Tränen fielen wie gläserne Perlen auf den Waldboden. Es schien, als ob der Baum das Wasser und die Mineralien der salzigen Flüssigkeit mit Gier aufsog, ganz so, als hätte er seit seiner Geburt darauf gewartet. Sie spürte, wie ihre Knie weich wurden und nachgaben. Aber in dem Augenblick, in dem sie in die Knie ging, zog sie

an dem gefesselten Handgelenk, was ihre Schmerzen noch mehr verstärkte. Sofort drückte sie die Knie wieder durch und nahm so den Zug von ihrem Arm.

Kleine Lichter blitzten wie Sterne vor ihren Augen. Der Schmerz in der rechten Hand schrie sie fast an. Sophie versuchte, einige Zeit ruhig stehen zu bleiben und so keinen weiteren Schmerz zu provozieren. Es wirkte. Das Reißen und Hämmern in ihrem Handrücken ließ nach einer Weile nach. Auch schien kein Blut mehr aus der Vene zu fließen. Sophie schloss wieder ihre Augen und konzentrierte sich. Was war zu tun? Ihr Vater hatte ihr jede Menge über den Wald beigebracht. Über Hirsche, Wildschweine und Füchse. Über Bäume und Büsche – welche Früchte und Pilze man essen konnte und welche man lieber da lassen sollte, wo sie wuchsen. Aber mit der Hand in einem Baum stecken zu bleiben, davor hatte sie niemand gewarnt.

Sophie tastete klopfend mit der freien Hand ihre Hosentaschen ab. Leichte Hoffnung keimte in ihr auf. Wo war ihr Handy? Damit könnte sie einen Notruf absetzen. Sie klopfte über das linke Bein, dann über das rechte. An die linke Gesäßtasche kam sie noch ran, bei der rechten musste Sophie sich verrenken. Dabei zog sie wieder an ihrem rechten Arm und drückte so einen kleinen Holzsplitter tiefer in die Hand. Zischend atmete sie durch die Zähne ein, um so den Schmerz zu betäuben. So sehr sie aber suchte und klopfte, das Handy war nicht zu finden. Wie mit der Faust getroffen fiel ihr ein, dass sie dieses beschissene Mobiltelefon in den Kofferraum ihres BMW gepfeffert hatte. Wieder krochen Panik und Frust in ihr hoch. Diesmal kniff sie ihre Augen ganz fest zusammen, um nicht wieder loszuheulen, auch wenn ihr durchaus danach zumute war. Aber es musste doch eine Lösung geben. Irgendeine. Und sie musste schnell kommen, da sich die Dämmerung über dem grünen Dach breitmachte.

Die letzten zaghaften Sonnenstrahlen bahnten sich ihren Weg durch das Blätterdach und vollzogen ihr unschuldiges Spiel am

westlichen Lichtungsrand. Dann wurden die Büsche um die Lichtung herum immer schneller in farbloses Grau getaucht. Die Vögel stellten ihren Gesang ein und eine Grabesstille machte sich in dem Wald breit. Sophie schrie um Hilfe. Aus Leibeskräften stieß sie die Luft aus ihren aufgepumpten Lungen und formte mit ihrem weit geöffnetem Mund die verzweifelten Laute eines Hilferufs. Wenn sie jetzt niemanden auf sich aufmerksam machen konnte, dann musste sie die Nacht alleine an den Baum gefesselt im Wald verbringen. Eine Vorstellung, die Sophie in keiner Weise gefiel und stärkstes Unbehagen in ihr aufkommen ließ.

Sophie konnte ihre Stellung nicht mehr lange halten. Das Blut war ihr schon aus dem rechten Arm gelaufen und die Nerven verschossen ihr Trommelfeuer. Es fühlte sich an, als ob Legionen von Waldameisen ihren Arm hinauf- und hinunterkrabbelten und keine der Gelegenheiten ausließen, mit ihren Mundwerkzeugen kleine Stücke aus Sophies Haut zu schneiden. Hinzu kam der ziehende Schmerz, der durch den Zug an ihrem rechten Schultergelenk verursacht wurde. Sophie drehte sich mit dem Rücken zum Stamm und lehnte ihren Hinterkopf an die raue Rinde. Einige winzige Äste bohrten sich in ihren Rücken, doch sie musste eine andere Position einnehmen, um ein Abknicken der Knie zu verhindern. So skurril es auch schien – ihr Peiniger war nun die einzige Möglichkeit, die Schmerzen zu lindern, indem sie sich mit dem Hintern und dem Rücken gegen den Baumstamm drückte.

Mit zunehmender Dunkelheit bemerkte sie, wie der Druck in ihrer Blase zunahm. Doch noch war die Notdurft nicht so groß, dass es Schmerzen verursachte. Aber wie lange konnte sie den Drang aushalten?

Je dunkler es um Sophie herum wurde, umso mehr wurde ihr bewusst, wie aussichtslos ihre Lage war. Wenn sie auch nur eine Chance haben wollte, überhaupt aus dem verfluchten Wald herauszukommen, dann durfte sie nicht einschlafen. Wenn dies geschah, hätte sie zum einen keine Kontrolle mehr über den Zug an ihrem

rechten Arm. Viel mehr Angst bereitete ihr aber die Frage nach wilden Tieren hier im Wald. Hatte sich nicht wieder ein Rudel Wölfe im Bayerischen Wald angesiedelt? Und Bruno, der Problembär, hatte inzwischen sicher auch mehrere Nachfolger bekommen. Also bloß nicht einschlafen. Immer wachsam sein.

In der Finsternis begann Sophie zu singen. Erst summt sie eine kleine Melodie, die gerade in ihrem Kopf entstanden war. Richtig gut singen hatte sie noch nie können, aber für den Hausgebrauch hatte es immer gereicht. Michael fand ihren Gesang immer sexy. Mit dem heutigen Tag zweifelte sie aber daran. Vermutlich hatte die Sau das nur gesagt, damit er sie vögeln konnte. Tja, das war nun auch vorbei. Je mehr sie über ihre Beziehung nachdachte, umso mehr Dinge fielen ihr auf, die ihr Ex vermutlich nur getan hatte, um sie zu benutzen. Ihre Kochkünste, der Gesang, ihre Leidenschaft für das Zeichnen.

Sophie summt diesen Gedanken weg. Inzwischen stimmte sie »Hey Jude« an, aber schon nach der ersten Strophe stockte sie. Der unheimliche Ruf eines Kauzes riss sie aus der Geborgenheit der Musik und schlagartig wurde ihr die Anwesenheit wilder Tiere bewusst. Jeder Muskel, jeder ihrer Sinne trat in Bereitschaft. Sophie riss ihre Augen weit auf, um in dem fahlen Licht, mit dem der Mond den Boden beschien, das eine oder andere zu erkennen. Doch außer tiefster Schwärze offenbarte der Lichtungsrand nichts von seinen mystischen Geheimnissen.

Es schien, als würden die Büsche langsam auf sie zukommen, und mit den unbeirrten Rufen des Käuzchens wirkten sie wie ein lebendiges Band tödlicher Schwärze. Sophie begann, lauter zu singen. Aber die Töne waren weniger melodisch wie vorher, sondern von zitternder Angst durchwoben. Sie wiederholte den Refrain von »Hey Jude« immer und immer wieder und mit jeder Wiederholung wurde sie lauter.

Wieder schrie der Kauz. Dann ein Knacken im Unterholz, gleich hinter ihr. Sophie drehte ihren Kopf und vergaß in ihrer Panik, dass sie mit ihrer rechten Hand gefangen war. Die raue Rinde krallte sich

in ihrer Wange fest und riss ihr ein Stück ihrer Haut ab. Gleichzeitig drehte sie ihre rechte Schulter und spürte nur noch, wie ihr der dolchartige Schmerz durch den Arm und die Brust schoss. Sophie schrie. Er packte sie so unbarmherzig wie der Wolf, der seine Beute reißt. Der Baum hatte Hunger, das konnte sie jetzt ganz tief im Inneren fühlen, und nun hatte er seinen zweiten Biss getan. Sie war sich sicher, dass der Baum ihr bis zum Morgen das ganze Leben scheidchenweise ausgesogen haben würde.

Sophie heulte vor Wut und Schmerz. Sie schlug den Baum, wollte ihn verletzen, erschlagen, sich rächen für die Pein, die er ihr antat. Aber mit jedem Schlag mit der Handkante nagte der stumme Riese weiter an ihr, versenkte seine Zähne tiefer in ihre Hand und saugte all ihre Lebensenergie aus ihr heraus. Doch das war ihr jetzt egal. Schluchzend ob der Erkenntnis, einer Übermacht ausgeliefert zu sein, gab sie kurz auf. Sie war gedemütigt worden, sie wurde gebissen, gekratzt und ausgesaugt. Ihre Knie wurden weich und begannen, nachzugeben. Die Belastung ihrer rechten Hand und Schulter wuchs, doch in dem Nebel, der sich vor ihren Augen gebildet hatte, konnte sie keine Schmerzen mehr wahrnehmen.

Verbissen kämpfte sie gegen Ohnmacht und Müdigkeit an. Sie wollte einfach nicht aufgeben; nicht sterben, gefesselt an diesen Baum. Diesem dreckigen, alten und stinkenden Baum. Nein, der würde nicht ihre Seele bekommen, nicht ihr Leben aussaugen wie eine Zecke das Blut ihres Wirtes. Sophie würde kämpfen.

Ihr Unterleib meldete sich abrupt wieder. Der Druck in der Blase war in den letzten zwei Stunden, die sie nun schon an dem Baum hing, heftig gestiegen. Der Drang, aufs Klo zu gehen und sich zu erleichtern, war immens groß. Der ziehende Schmerz, den der Ringmuskel um den Harnleiter verursachte, um dem steigenden Druck entgegenzuwirken, ließ sie fast das Pochen des Arms vergessen. Aber noch immer verbot ihr Anstand, sich einfach zu entleeren. Was, wenn man sie doch noch fände, bepisst wie ein kleines Baby? Ungeduldig begann sie, von einem Bein auf das andere zu

wechseln. Dabei presste sie ihre Oberschenkel fest zusammen. Leises Stöhnen drang aus ihrer Kehle. Am liebsten wäre sie, um den Druck zu lindern, einfach in die Hocke gegangen. Die Hose und ihren Slip konnte sie auch mit einer Hand herunterziehen. Aber dieser beschissene Baum hinderte sie am Hinsetzen, um ihre Notdurft zu verrichten. Also würde sie sich unweigerlich auf die Hose pissen. Da konnte sie den Gürtel auch gleich zu lassen.

Sophie versuchte, ihre Gedanken auf etwas anderes zu konzentrieren. Aber immer wieder riss das Stechen im Unterleib sie zurück in die Realität. Es blieb ihr nichts andere übrig. Auch, wenn ihre gute Erziehung sie hemmte – wenn sie die Schmerzen loswerden wollte, musste sie dem Druck nachgeben. Sophie schloss ihre Augen, lehnte ihren Kopf zurück an den Stamm und versuchte, an nichts zu denken. Langsam entspannte sie sich, bis warmer Urin ihr linkes Bein hinunter lief und die Khakihose tränkte. Wieder begann Sophie zu weinen. Diesmal bebten ihre Brüste leicht, während sie zitternd die Luft ein- und ausatmete. Sie fühlte sich erniedrigt. Von einem sturen Baum gedemütigt bis in die intimsten Bereiche. Sie hatte es so satt. Sie hatte den Baum so satt.

Nachdem der Drang zwischen ihren Beinen nachgelassen und der Schmerz aufgehört hatte, meldete sich ihr Arm wieder. Wenn er sich noch melden konnte. Die Taubheit in der rechten Gliedmaße war so weit fortgeschritten, dass Sophie gar nicht mehr wusste, ob der Arm überhaupt noch da war. Er fühlte sich eher an wie ein Seil, eine organische Kette aus Knochen, Fleisch und Blut, die sie unwiderruflich an ihren Widersacher kettete. Eine Mischung aus kaltem Waldboden und Ammoniak stieg ihr langsam in die Nase. Ein Geruch, der ihr den Magen umdrehte. Aber noch einmal wollte sie dem Baum keinen Gefallen tun und dem Drang, sich übergeben zu müssen, nachgeben. Diese Genugtuung wollte sie dem Baum mit Sicherheit nicht gönnen. Mit aller Macht wehrte sie sich gegen den Brechreiz und langsam gewöhnte sich ihr Riechzentrum an den Gestank.

Die weitere Zeit vertrieb sich Sophie mit Summen, Singen und Aufsagen alter gelernter Texte. An einen Text aus dem Englischunterricht konnte sie sich noch sehr gut erinnern. Er begann mit »If there is one common problem, which most industrialized countries face today, is that of traffic congestion.« Sie musste schmunzeln. Die Erinnerungen an die Schulzeit ließen sie für einen Moment ihre Situation vergessen. Vergessen, bis das Heulen eines Wolfes sie zurück in die Realität riss. Das Heulen klang noch leise und weit entfernt, aber dennoch war Sophie augenblicklich still. Adrenalin schoss durch ihren Körper und schärfte ihre Sinne. Sie lauschte angestrengt in die Stille, konnte aber nichts mehr hören. Nur ihr Herz schlug wild und stark in ihrer Brust und ließ das Blut rhythmisch in ihren Ohren rauschen. Sie hatte das Gefühl, als könne sie mit ihrer Haut hören und jede Bewegung im Unterholz fühlen. Das Heulen erklang wieder, doch diesmal schien es ihr näher als zuvor. Ihre Augen schossen wild hin und her und versuchten, aus der Umgebung noch die geringste Reflexion von Mondlicht wahrzunehmen.

Über sie flog etwas lautlos hinweg. Nur den Lufthauch konnte sie in ihren Haaren spüren. Erschrocken hob sie den Kopf und versuchte, irgendetwas zu erkennen, doch sie konnte nichts sehen. Der Wind strich durch die Blätter der Eiche, und der Baum begann über ihr sein raschelndes Gelächter. Er lachte sie aus. Wie ein bösesartiges Kind, das seine kleine Schwester erschreckt hatte und jetzt über das dumme Gesicht lachte. Noch bevor Sophie sich über den Baum ärgern konnte, warf der Wolf erneut sein heulendes Gebet zum Mond empor. Und wieder war der räuberische Wildhund ein Stück näher gekommen. Ihre schlimmsten Befürchtungen waren Realität geworden. Die Wölfe waren in den Bayerischen Wald zurückgekehrt und nun hatten sie ihre Pisse und ihr Blut gewittert.

Wenn Sophie jetzt noch lebend aus dem Wald herauskommen und nicht von einem hungrigen Wolf zerrissen werden wollte, musste sie unverzüglich handeln. Aber wie sollte sie sich von ihrem Martyrium erlösen? Wie sollte sie sich von ihrem Peiniger befreien?

Die Polizei konnte sie ja nicht anrufen. Sie klopfte ihre Hosentaschen ab. Irgendwas musste es doch geben, um sie aus der hölzernen Handfessel zu befreien! In ihrer linken Tasche fühlte sie etwas Hartes. Sie griff in die Tasche und zog es heraus. Mit ihren Fingern versuchte sie zu ertasten, was es war. Das Messer, das sie im Auto eingesteckt hatte! Sophie atmete auf. Irgendwie sollte das Werkzeug ihr noch nützen.

Mit den Zähnen klappte sie die Klinge aus dem roten Griff des Schweizer Offiziersmessers heraus, bis die Arretierung leise klickend einrastete. Auf das Klicken folgte ein erneutes Wolfsgeheul – laut und deutlich und nah. Wenn Sophie jetzt schnell loskommen wollte, blieb ihr nur noch ein letzter Ausweg.

Die aufkommende Panik schaltete ihr den Verstand aus. Der Wolf kam immer näher. Sie hätte schwören können, dass sie schon leises Schnüffeln und Rascheln im Laub hören konnte. Sophie begann, am Baum zu ritzen und wollte so die Öffnung, in der sie gefangen war, vergrößern. Doch das Holz war zu hart und zu glatt. Und weil die Kralle des Baums so weit oben war, konnte sie mit ihrer freien Hand nicht richtig an dem Holz ansetzen.

Sophie stieß zu, rutschte aus und rammte die Klinge bis zum Schaft in ihr Handgelenk. Sofort pumpte Blut aus der Wunde und ergoss sich über Rinde und Finger. Ein langer Schrei teilte die Stille. Der Schrei war zur Hälfte angefüllt mit Schmerz, die andere Hälfte war eine Mischung aus Wut und Verzweiflung. Sofort wurde ihr Schrei mit Geheul aus kürzester Distanz beantwortet. Voller Panik zog sie sich mit der blutverschmierten linken Hand den Gürtel aus der Hose und steckte ihn sich zwischen die Zähne. Mit aller Macht biss sie zu. Er schmeckte salzig und sofort klebte ihre trockene Zunge an dem Leder fest.

Ein letztes Mal schloss Sophie ihre Augen, atmete tief durch und griff zu dem Messer, das noch in ihrem rechten Handgelenk steckte. Zuerst drückte sie zaghaft das Metzgerwerkzeug in Richtung Schneide. Doch als sich die Klinge nicht bewegte, sammelte sie ihre ganze Kraft in ihrer linken Hand und schob mit aller Gewalt. Das

Messer bahnte sich seinen Weg zwischen die Handwurzelknochen, durch Haut, Muskeln und Sehnen. Sophie grunzte laut durch Nase und Zähne. Ihr wurde kotzübel vor Schmerz. Das Messer verlor seinen Halt, rutschte Sophie aus der Hand und fiel in die Spalte. Der Gestank von Blut und Pisse lockte die Wölfe immer stärker an. Es schien, als käme das nächste Heulen schon aus den Büschen am Rand der Lichtung. Jetzt oder nie. Sophie zog mit aller Gewalt an ihrem Arm und mit einem Geräusch, als würde Seidenstoff durchgerissen werden, trennte sich die Hand vollends vom Arm. Sie konnte hören, wie ihre Hand mit einem leisen Pochen auf dem Boden der Asthöhle aufschlug.

Schreiend rannte Sophie in eine Richtung. Möglichst weit weg von diesem Baum und so schnell wie möglich weg von dem Geheule. Äste peitschten ihr ins Gesicht und verfangen sich in ihren Haaren. Dornen gierten nach ihrer Haut. Aber Sophie war blind für all diesen Schmerz. Sie hielt ihren rechten Arm fest an den Bauch gepresst und drückte mit der linken Hand die Wundöffnung zu. Nur schwach leuchtete der Mond ihr den Weg und plötzlich hörte der Wald auf. Einfach so.

Sophie brach aus dem Dickicht heraus und stolperte über den Graben auf die Straße. Der Schmerz, die Panik und die Angst hatten sie blind gemacht. Wie aus Reflex drehte sie ihren Kopf nach links, die Straße herunter, um gerade noch zwei blendende weiße Punkte auf sich zurasen zu sehen, bevor endgültige Dunkelheit sie umschloss.

[Zum Buch](#)